



Aufführung des Reza-Werks „Ein spanisches Stück“ in Paris (2004): Geistreicher Tratsch über Männer und Mütter

FAUX / SIPA PRESS

AUTOREN

Frau Rezas Gespür für Schmäh

In ihren Stücken „Kunst“ und „Drei Mal Leben“ ließ Yasmina Reza höchst amüsant Bildungsbürger über Geschmack und Eltern über Kindererziehung streiten – und wurde damit weltberühmt. Nun kommen ihr jüngstes Drama und ein Roman in Deutschland heraus: zwei gewitzte Jammertiraden.

Wie muss ein Mann beschaffen sein, damit Frauen ihn attraktiv finden? Er sollte nicht unterwürfig sein und bloß kein Sensibel-Heini, der bei Nacht kaum schlafen kann, weil er immerzu an die Geliebte denkt: Alle Frauen sehnten sich nach einem Kerl, sagt eine der Heldinnen in Yasmina Rezas neuem Stück, „der schläft, der nicht an uns denkt und der uns fertig macht“.

Wie reagiert man stilvoll auf die Nachricht, dass die eigene Frau einen betrügt? Vielleicht wie dieser Bursche namens Sergio – der „ist mit einer Flasche Wodka auf die Straße runtergegangen, hat sich hingekniet und den Autos zugerufen, sie sollen ihn überfahren“. Als das nicht klappte, hat

sich der Unglückliche vor seinen Kindern den Bauch aufgeritzt. Ergebnis: „Er sitzt in einem Pflegeheim.“

Und warum sollte man sich vor Müttern hüten, die beim kleinsten Malheur heulen? „Nichts ist schrecklicher als Leute, die keiner Fliege etwas zuleide tun könnten“, so die Regel, denn: Gerade solche Menschen „tun einem oft die schlimmsten Dinge an“.

Ja, das ist die hohe Kunst der Veredelung alltäglicher Banalitäten, aus Partyklatsch und Ratgebergeplauder, die Yasmina Reza zur erfolgreichsten Dramatikerin der Welt gemacht hat: Das Gerede über Männer und Mütter stammt aus dem neuen Reza-Werk „Ein spanisches Stück“, das

am Sonntag dieser Woche im Hamburger Schauspielhaus zum ersten Mal in deutscher Sprache aufgeführt wird – und es beweist erneut: Frau Reza hat ein untrügliches Gespür für Schmäh.

In ihrem Männerdrama „Kunst“, das vor mehr als zehn Jahren in Paris uraufgeführt wurde und seither rund um die Welt belacht und bejubelt wird, ließ Reza, 45, drei Freunde über den Wert eines absolut weißen, allerdings horizontal gerillten und sehr teuren Bildes in einen hochkomischen Streit geraten. In „Drei Mal Leben“ arrangierte sie im Jahr 2000 zwei Ehepaare bei einem leicht chaotischen Abendessen und bei absurden Zwistigkeiten über Kindererziehung, Karriere und Beziehungs-

frust und ließ den bösen Spaß in drei verschiedenen Versionen abschnurren.

Diese beiden Stücke machten Reza, die als Tochter eines in Moskau geborenen usbekischen Juden und einer ungarischen Musikerin in Paris aufwuchs, zur meistgespielten Theaterautorin weltweit. Aber so richtig zufrieden machte der Erfolg sie nicht: Erstens, weil ihr die Theater- und Literaturkritik, vor allem die französische, die Anerkennung als wirklich bedeutende Autorin (und nicht nur als große Unterhaltungskünstlerin) versagte. Zweitens lässt Reza in ihrem neuen Stück dozieren: „Die Zufriedenheit des Autors ist das Billigste, was es gibt, um nicht zu sagen: das Abstoßendste.“

Dank solcher Erkenntnisse ist Reza, mit einem Filmregisseur verheiratet und Mutter zweier Kinder, eine unermüdliche Schreiberin: Insgesamt sieben Stücke und zwei Romane hat sie bis heute verfasst, und ihre neuesten Werke zeigen, dass sie jetzt wirklich ernst machen will mit den allerhöchsten Ansprüchen.

Rezas Roman „Adam Haberberg“, der in dieser Woche auf Deutsch erscheint (das französische Original kam 2003 heraus), will nicht nur den Figuren genau aufs Maul schauen, sondern ist zugleich ein Stück Literatur über Literatur: über das Versagen und Verzagen eines Schriftstellers und Familienvaters im Alter von 47 – ein Gedankenstrom, in dem das Schreiben und seine Probleme die Grundmelodie vorgeben**.

Noch weit komplizierter verhält es sich mit dem Drama „Ein spanisches Stück“. Es spielt auf drei sorgfältig ineinander geschachtelten Handlungsebenen.

In der Rahmenhandlung machen sich Schauspieler lustige und schlaue Gedanken über ihren Beruf.

Im Zentrum spielen sie ein (spanisches) Stück, in dem eine ältere spanische Dame lustig mit ihren beiden Schauspielertöchtern hadert – die eine ist schön, gefeiert

und beim Film, die andere verhärmt, missachtet und beim Theater.

Und in der dritten Handlung, dem Stück im Stück, spielt die hässliche der beiden Töchter eine verliebte Klavierlehrerin; diese mit schöner klassischer Musik untermalte Story unter den dreien ist allerdings nicht lustig, sondern tragisch.

Die gesamte Konstruktion ist ein klarer Fall von Riesenehrgeiz: Man wird den Verdacht nicht los, das Ganze wäre mindestens genauso amüsant, wenn die Autorin nicht ganz so kompliziert an ihrem Theater-im-Theater-Kunststück gebastelt hätte.

Aber Yasmina Reza hat es nun mal darauf angelegt, sich in die Liga des obersten Realitätsverwirrspiels Luigi Pirandello („Sechs Personen suchen einen Autor“) und des obersten Schauspielereiräsonierers Thomas Bernhard („Der Ignorant und der Wahnsinnige“) hinauf- und hinüberzuschwingen. Das ist ein bisschen anstrengend – und bietet trotzdem glänzendes Entertainment. Die Pariser Uraufführung ihres „Spanischen Stücks“ in Luc Bondys Regie war denn auch vor einem Jahr ein Jubelereignis, die Übersetzung wird in den kommenden Monaten von vielen deutschen Bühnen nachgespielt werden.

Die Autorin selbst wollte ursprünglich Schauspielerin werden – nach eigener Auskunft hockte sie mit Anfang zwanzig stundenlang vor dem Telefon, weil sie auf ein Engagement hoffte. Über den Fluch des Darstellerberufs gibt sie im neuen Drama erschöpfend Auskunft: „Du willst begehrt werden, du willst gefallen“, heißt es einmal und an anderer Stelle: „Seien Sie doch so freundlich, uns als egoistische Wesen anzusehen, unbeständig, willenlos, jeder die wandelnde Leere, ein Nichts.“

Das schöne Nichts und die mal schillernden, mal trüben Nichtigkeiten des Lebens: Die Dramatikerin Reza schreibt über Liebesverzweiflung, die Schmerzen



RICHARD MELLOUL / CORBIS SYGMA

Dramatikerin Reza, „Kunst“-Schauspieler*
„Du willst begehrt werden und gefallen“

des Älterwerdens, das Versacken im Mittelmaß – und liefert damit den bekanntermaßen gefallsüchtigen Schauspielern den schönsten Stoff, um ihrem Publikum einen Spiegel der eigenen Sehnsüchte und Verkümmern vorzuhalten.

Nicht viel anders verhält es sich beim inneren Monolog des jüdischen Schriftstellers Adam Haberberg: Der Romanheld sitzt zu Beginn vor dem Straußengehege in einem Pariser Park, dem Jardin des Plantes, und betrachtet gedankenverloren das Treiben der Tiere. Sein neues Buch ist bei der Kritik nicht besonders gut angekommen, und es gefällt ihm eigentlich selbst nicht mehr – für seine Frau ist er ohnehin längst ein Mann ohne Fortune, auch als Vater der zwei gemeinsamen Kinder ein Versager.

Aktueller Anlass für die gnadenlose Selbstbefragung ist die Angst um seine Augen: Hat er eine Thrombose, die zur Blindheit führen könnte? Die Andeutungen des Arztes wirbeln durch seinen Kopf, verknüpft mit der wiederkehrenden Frage, ob er sein Talent verschleudert und es sich mit der Literatur zu einfach gemacht hat. Und auch: ob es richtig war, sich vom Leben abzuwenden, den Familienalltag zu vernachlässigen?

„Im Übrigen hast du nie erzählen können“, wirft sich Haberberg vor, „und erfinden noch weniger, nicht einmal für deine Kinder.“ Seit Peter Handkes Erzählung „Nachmittag eines Schriftstellers“ (1987) ist kein so eindringliches und bündiges Porträt einer gefährdeten Autorenexistenz gelungen. Wie schon in ihrem ersten Roman „Eine Verzweiflung“ (1999, deutsch 2001) schreibt Yasmina Reza konsequent und schlüssig aus der Perspektive eines

* Oben: Jean Rochefort, Pierre Vaneck, Jean-Louis Trintignant in Paris 1997; unten: Sven-Eric Bechtolf, Andrea Clausen, Susanne Lothar, Ulrich Mühe in Berlin 2002.

** Yasmina Reza: „Adam Haberberg“. Aus dem Französischen von Frank Heibert und Hinrich Schmidt-Henkel. Carl Hanser Verlag, München; 152 Seiten; 15,90 Euro.



JIRKA JANSCH

Reza-Welterfolg „Drei Mal Leben“: Zimmerschlacht um Lust und Ehefrust

„Ich schreibe als Mann“

Die Dramatikerin Yasmina Reza über ihre Stücke und die kleinen Dramen des Lebens



BRIGITTE ENGLERAND

Autorin Reza

„Die schrecklichsten Leute begeistert“

SPIEGEL: Frau Reza, in Ihrem neuen Werk „Ein spanisches Stück“ spielen fünf Schauspieler fünf Schauspieler, die ein Stück proben, in dem wiederum ein Stück geprobt wird. Wollten Sie mit dieser raffinierten Konstruktion ein für alle Mal den Vorwurf abschütteln, Sie machten ja eh nur Boulevardtheater?

Reza: Dieses Etikett war mir vollkommen egal. Ich glaube, man hat es meinen Stücken fälschlicherweise angeheftet, weil sie auch komisch, humoristisch sind. Aber ich habe mich noch nie danach gerichtet, was von mir erwartet wurde.

SPIEGEL: Wie in Ihrem Erfolgsstück „Kunst“ benutzen Sie auch dieses Mal einen Umweg – diesmal ist es das Theater –, um von den eigentlichen Dingen des Lebens zu reden.

Reza: Auf „Kunst“ trifft das zu. Da habe ich die Malerei benutzt, um die Leere des Diskurses auszustellen. Aber in diesem Fall geht es mir tatsächlich um das Verhältnis zwischen Schauspieler, Figur und Mensch. Denn diese Trias ist ja für uns grundsätzlich prägend. Wir spielen immer Rollen. Wir sind immer in komplexen Verschachtelungen gefangen. Wir spielen doch unser Leben.

SPIEGEL: Im „Spanischen Stück“ zeigen Sie den Zerfall der Liebe und die Ab-

gründe von familiären Bindungen – kurz Menschen, die eigentlich behaupten, sich zu mögen, die einem aber das Gefühl vermitteln, gleich mit Messern aufeinander loszugehen ...

Reza: Ja, aber bis zum Mord, bis zum Blutbad gehe ich nie.

SPIEGEL: Ist es die Aufgabe der Regisseure, auf der Bühne drastischer zu sein?

Reza: Die Regisseure können mit dem Text tun und lassen, was sie wollen. Vom Standpunkt der Autorin aus sind das aber völlig unnötige Überschreitungen. Shakespeare hat doch schon alle Tabus gebrochen. Seine Tragödien enden meist in unüberbietbaren Blutbädern. Um das heutige Chaos zu zeigen, muss man kein Blutbad anrichten. Das ist nur ein schwacher Taschenspielertrick. Denn die menschliche Tragödie findet jenseits des Blutbades statt. Es sind die unzähligen kleinen Dramen, die oft kaum wahrnehmbaren, die unser Leben zu einem unglücklichen machen. Aber in den seltensten Fällen endet es im Blutbad.

SPIEGEL: Zum ersten Mal spielen die Frauen zentrale Rollen in einem Ihrer Stücke. Was ist passiert?

Reza: Ich bin mutiger geworden.

SPIEGEL: Heißt das, Sie haben sich vorher hinter den Männern versteckt?

Reza: Ja, absolut.

SPIEGEL: Was haben Sie versteckt?

Reza: Alles. Mich. Es gehört Mut für mich dazu, zu den Frauen vorzustoßen. Natürlich habe ich auch vorher von mir gesprochen, aber verkleidet, in der Hülle des Mannes. Das war eine sehr bequeme Verkleidung, die mir eine große Freiheit ließ.

SPIEGEL: Sie reden, als hätten Sie zwei Geschlechter. Ein biologisches als Frau und ein schriftstellerisches als Mann.

Reza: Ich habe tatsächlich das Gefühl, dass die Kreativität bei mir etwas zutiefst Maskulines ist. Ich schreibe als Mann. Ich halte selbst den Füller wie ein Mann. Das mag phallokratisch und frauenfeindlich klingen, aber ich bin mir ganz sicher, dass die meisten großen Schriftstellerinnen einverstanden mit mir wären.

SPIEGEL: Sie haben das Theaterspielen bei Jacques Lecoq gelernt, sind aller-

dings am Konservatorium nicht angenommen worden. War dieses Scheitern im Nachhinein ein Glücksfall?

Reza: Das war tatsächlich ein Riesenglück für mich. Ich habe ein wirklich leidenschaftliches, kompliziertes Verhältnis zu Schauspielern und zur Schauspielerei, wie ein Liebesverhältnis; und ich war damals unendlich enttäuscht. Aber ich weiß nicht, ob ich ohne diese Ablehnung je angefangen hätte zu schreiben, ob es je einen Auslöser gegeben hätte.

SPIEGEL: Sie sind die weltweit meistgespielte lebende Theaterautorin und haben dennoch einmal gesagt, wenn Sie ein Theaterstück oder einen Roman beendet hätten, beschleiche Sie das Gefühl, versagt zu haben. Warum das?

Reza: Ich brauche Jahre, um zu merken, dass etwas gelungen ist. Das frapierendste Beispiel ist mein Stück „Kunst“. Es hatte sofort diesen rasenden Erfolg. Er setzte ein, als ich das Stück überhaupt noch nicht verdaut hatte. Ich mochte das Stück nicht.

SPIEGEL: Aus welchem Grund?

Reza: Ich war glücklich über den Erfolg, aber irgendetwas missfiel mir auch daran. Die schrecklichsten Leute waren begeistert. Erst als ich „Kunst“ Jahre später wiedergesehen habe, begriff ich, dass es wirklich ein außerordentliches, ein starkes Stück ist.

SPIEGEL: Sie gelten als Kontrollfreak. Könnte es sein, dass Sie nicht bloß auf die Regisseure und Übersetzer Ihrer Stücke Einfluss nehmen möchten, sondern am liebsten auch auf Ihr Publikum?

Reza: Ich würde es gern. Am liebsten würde ich mich wie in einer Fernsehshow in die Aufführungen setzen und Schilder hochhalten: „Lachen!“, „Auf keinen Fall lachen!“ Aber das Publikum macht natürlich, was es will.

SPIEGEL: Hat es gleichfalls mit Ihrem Kontrollbedürfnis zu tun, dass Sie von Ihren beiden Kindern grundsätzlich keine Fotos machen?

Reza: Nein. Ich schreibe lieber über sie, um die Zeit festzuhalten. Um etwas zu bewahren, was verschwinden wird. Man betrachtet Kinder und weiß, in zwei Monaten ist schon wieder alles anders. Mit einem Fotoapparat schießt man wahllos drauf los. Weil man gerade am Strand ist oder weil gerade Geburtstag ist. Das, was ich festhalte, scheint völlig belanglos. Der beste Text, den ich je geschrieben habe, beschreibt, wie ich ihnen aus dem Fenster zusehe, wie sie zur Schule gehen. Wenn ich ihn lese, muss ich weinen.

INTERVIEW: MARTINA MEISTER

Mannes – was für sie, wie sie erläutert, eine nahezu selbstverständliche Erzählhaltung ist (siehe Interview).

Freilich ist sie viel zu sehr von der Bühne (und vom Film) geprägt, um ihren einsamen Helden einfach auf der Bank sitzen zu lassen. Eine ehemalige Klassenkameradin kommt des Wegs. Haberberg hat sie seit Jahrzehnten nicht gesehen und auch während der Schulzeit nie besonders beachtet: Marie-Thérèse Lyoc lädt ihn zu sich in ihre Wohnung in einem Pariser Vorort ein. Und wie die erfolgreiche Vertreterin für „Merchandiseprodukte“ dann in ihrem schwarzen Geländewagen auf den seelisch und körperlich Angegriffenen einredet, ist schon wieder theaterreif.

Schnell bereut der Gast, der Einladung überhaupt nachgekommen zu sein. Gleichzeitig ist er irritiert und fasziniert angesichts des ungebrochenen Selbstbilds der geschiedenen Frau, die es sich in ihrer winzigen Wohnung und ihrem Leben eingerichtet hat. Nur kurz weht ihn Verlockung eines erotischen Abenteuers an, schnell ist er wieder bei seinen literarischen Träumen: „Mein Gott, denkt er, hilf mir, das Dasein in Literatur zu verwandeln ... Mehr wünsche ich mir nicht.“

Das ist mit sparsamsten Mitteln als Prosastück inszeniert, mehr eine längere Erzählung als ein Roman. Die Autorin versteht es auch als Erzählerin, dem banalen Gespräch unauffällig Glimmlichter abzugewinnen und es mit feinen Widerhaken zu spicken. Als die Gastgeberin den Dichter ungefragt beurteilt („Ich sehe sehr wohl, dass es dir schlecht geht“), erwacht er aus seiner Lethargie und lässt in Gedanken eine



„Spanisches Stück“-Proben in Hamburg
Schillernde Nichtigkeiten

Schimpfreude auf sie los: „Ein Wesen, das in diesem Loch leben kann, ohne am Boden zerstört zu sein, das seine Fensterläden auf diese leere Landschaft öffnen kann, ohne in bittere Tränen auszubrechen, so ein Wesen kann nicht über meinen Zustand urteilen.“

Aber es hilft ja alles nichts: Es bleibt Haberbergs Künstler-, Familien- und Lebensend. In ihrem verschachtelten „Spanischen Stück“ hat Yasmina Reza die Feststellung versteckt, ihre Arbeit handle „von der Einsamkeit und der Zeit, die vergeht – zwei unrettbar verknüpften Themen“.

VOLKER HAGE, WOLFGANG HÖBEL



„Sideways“-Darsteller Oh, Church, Giamatti, Madsen: Helden neben der Erfolgsspur

KINO

Zwei auf Öchsle

Alexander Paynes Film „Sideways“ erzählt von einer Safttour durch Kalifornien – und zeigt liebevoll ein unglamouröses Amerika.

Manchmal ist die Welt so hässlich, dass man sie sich nicht mal mehr schönsaufen kann. So muss es wohl dem Kerl gehen, der da bei einer Weinverkostung ein Glas nach dem anderen in sich reinkippt und dabei immer aggressiver wird. Als sich die Dinge partout nicht rosérot färben wollen, schnappt er sich den Eimer, in den die anderen Kunden ihre Kostproben gespien haben, schüttet sich den Inhalt in den Mund und über den Schädel – und sieht mit seinem rotfleckigen T-Shirt aus, als blutete ihm das Herz.

Wenn der erfolglose Schriftsteller, frustrierte Ex-Ehemann und leidenschaftliche Weinliebhaber Miles (Paul Giamatti) in Alexander Paynes für fünf Oscars nominiertem Film „Sideways“ die edlen Tropfen gleich literweise schluckt, schlägt die größte Verzeiwung in ebenso große Komik um. Doch Payne lässt den Zuschauer nicht über Miles lachen, sondern mit ihm: „Sideways“ ist ein Film, der seinen Figuren gerade dann, wenn sie sich lächerlich machen, nicht von der Seite weicht.

Von diesen Momenten gibt es einige auf der einwöchigen Safttour, von der dieser Film erzählt. Ein seltsames Gespann macht sich auf den Weg durch die Weinanbauggebiete Kaliforniens: der Miesepeter Miles, der üble Laune verbreitet wie die Sonne Wärme, und die schlichte Frohnatur Jack (Thomas Haden Church), der das Wort „Depression“ kaum buchstabieren kann und vor seiner Hochzeit nochmal auf den Putz hauen will – zum Beispiel mit der Weinverkäuferin Stephanie (Sandra Oh).

Es sind nicht gerade Inkarnationen des amerikanischen Traums, die da mit einem

klapprigen, verrosteten Wagen durch die Gegend zuckeln. Der eine ist ein Mochtegnerliterat, der kein Buch veröffentlicht bekommt und seine Mutter beklaut, um die Reise zu finanzieren; der andere ein früherer TV-Star, der sich nun in der Werbung verdingt und kurz davor ist, in eine Spießfamilie einzuheiraten: „Sideways“ erzählt von Menschen neben der Erfolgsspur.

Wo andere Hollywood-Regisseure alles vor ihrem Objektiv auf Hochglanz polieren, packt Payne einen Schmierfilter drauf, damit's noch trüber aussieht als in Wirklichkeit. Seine Figuren tragen Hawaiihemden, mit denen sie selbst auf Hawaii zu keiner Party zugelassen würden, kühlen ihren Wein in Plastikemern und geben im grellen Licht einer Bowlinghalle jede Unebenheit ihrer Haut preis. Der Blick ist manchmal gnadenlos – doch Payne lässt ihn schweifen, bis er Schönheit entdeckt.

Und weil sich Payne weitab des Mainstreams auf kaum befahrene Wege begibt, kann er sein Publikum auch an jenen Momenten teilhaben lassen, um die es im Kino oft betrogen wird: zum Beispiel an dem Augenblick, wenn sich zwei verlieben.

Da sitzt Miles nachts auf einer Veranda und beschreibt die Empfindlichkeit der Pinot-Noir-Traube, ihre feine Haut, die man schützen müsse vor Wind und Wetter. Jedes Wort, das er mit so viel Bedacht ausspricht, als kostete er es wie einen neuen Wein, macht die Kellnerin Maya (Virginia Madsen) mehr in ihn verliebt. Gebannt hört sie ihm zu und spürt die Zärtlichkeit und Leidenschaft dieses Mannes, seine Bereitschaft zur Hingabe.

Und dann erzählt sie ihm, dass sie sich bei jedem Schluck Wein vorstellt, welche Hände die Trauben gepflückt haben, aus denen er gekeltert wurde, und was für ein Leben jene Menschen geführt haben, denen diese Hände gehören. Da spürt Miles, dass auch Maya im Wein weit mehr sucht als den kulinarischen Genuss: Jeder Tropfen ist für sie Welterfahrung. Da finden sich zwei, die im Wein die Wahrheit suchen – die des Lebens und die der Liebe.

LARS-OLAV BEIER